

Natascha Wodin: „Der Fluss und das Meer“

Aufarbeitung des Niegesagten

Von Wolfgang Schneider

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 02.01.2024

Lange waren die Bücher Natascha Wodins eher Geheimtipps. Der große Erfolg kam vor sechs Jahren mit dem vielfach ausgezeichneten Roman „Sie kam aus Mariupol“, in dem Wodin ihre brutal gekappten biographischen Wurzeln erkundete. Nach weiteren Romanen erscheint nun ein Band mit fünf ebenfalls autofiktionalen Erzählungen. „Der Fluss und das Meer“ handelt im Kern von einer unentrinnbaren, namenlosen Angst.

Natascha Wodins Prosa bekommt durch die Sättigung mit beklemmender Erfahrung existentielle Dringlichkeit. Die Titelerzählung „Der Fluss und das Meer“ thematisiert noch einmal die Leidensstationen ihrer Mutter, von der frühen Kindheit im nachrevolutionären russischen Bürgerkrieg über die verhungerte Jugend im Holodomor, die Schrecken des deutschen Vernichtungskriegs und des Zwangsarbeiterlagers beim Flick-Konzern bis hin zum Selbstmord in der Regnitz, der die Tochter traumatisierte. Der Text zieht eine Linie zur erneuten Heimsuchung der Herkunftsstadt Mariupol durch Putins Krieg.

Verbunden sind die fünf Texte des Bandes durch die Figur der Ich-Erzählerin, die mit der Autorin weitgehend identisch scheint, auch wenn die Eigenerfahrung fiktional überformt wird. Es geht hier immer ums Ganze: um das Leben nämlich, das ganz und gar abrutschen kann ins Desaströse, schneller als man denkt. In „Nachbarinnen“ erzählt Wodin von ihrer ersten, unglücklichen Ehe, mit der sie sich in Sicherheit und Geborgenheit zu bringen versuchte:

„Nun war ich durch meine Heirat im Alter von neunzehn Jahren über Nacht aus einem Nachkriegslager für slawische Untermenschen, ehemalige Zwangsarbeiter der Nazis, in einem vornehmen Münchner Vorort gelandet, mitten im gehobenen, wohlhabenden deutschen Bürgertum, dem mir fernsten aller Sterne. Bis vor kurzem noch war ich die Russenlusch, jetzt hatte ich die deutsche Staatsbürgerschaft und trug Haralds deutschen Namen.“

Natascha Wodin

Der Fluss und das Meer. Erzählungen

Rowohlt Verlag, Hamburg

192 Seiten

22 Euro

Das Leitmotiv der psychischen Erkrankung

Wäre da nicht – als ständige Störfrequenz in der errungenen Komfortzone – die Nachbarin. Die Erzählerin beobachtet sie mit irritierender Gehässigkeit. Die schöne, einzelgängerische Frau Meisinger verwaht innerhalb weniger Jahre, mitsamt ihrem Garten und ihrer Immobilie, wird immer unförmiger und ekliger, gezeichnet von Hautkrankheiten, schlimmer anzusehen als die strauchelnden Gestalten des prekären Milieus, aus dem sich Wodin gerade herausgeheiratet hat.

Das Leitmotiv der psychischen Krankheit setzt sich fort in der Erzählung „Notturmo“ – einer sehr anrührenden und zugleich sehr eigenartigen Liebesgeschichte. Über eine Freundin erfährt die Erzählerin vom erbarmungswürdigen Schicksal eines Mannes, der – genauso alt wie sie – in derselben süddeutschen Kleinstadt F. aufwuchs, wenn auch in bevorzugter Lage, als Sohn eines Brauereidirektors. Nach einem gescheiterten Berufs- und Beziehungsleben und einem Selbstmordversuch wurde er entmündigt und enteignet und lebt seitdem in einer geschlossenen psychiatrischen Anstalt. Die Erzählerin nimmt Briefkontakt mit ihm auf und lernt ihn zu ihrer Überraschung als intelligenten, einfühlsamen und überaus musikalischen Menschen kennen. Der dazu noch gut aussieht, wie ein Foto beweist. Kaum erstaunlich, dass sie, umgeben von der „dröhnenden Stille“ ihrer Schreib-Einöde in einer etwas unheimlichen Mecklenburger Schlossruine, Gefühle für diesen Mann entwickelt:

„Mir war, als zeigte sich mir in Heiner Fuchs mein Alter Ego, mein eigenes Schicksal, das ich erlitten hätte, wäre mir nicht gelungen, F. im letzten Moment zu entkommen, in eine andere Welt, ein anderes Leben. (...) Ich hatte begonnen, ihn mit einer verrückten Mischung aus Lieben zu lieben: mit der Liebe des einstigen Teenagers, mit der letzten Liebe einer gealterten Frau, mit der Liebe zu allen Verlassenen und Verlorenen und vor allem mit meiner Liebe zur Musik.“

Ein literarischer Exorzismus

Heiner aus der Betreuungsfalle herauszuholen, wird zu ihrer Obsession. Gemeinsam mit dem Brieffreund schmiedet sie einen Fluchtplan – und diese Geschichte ist so authentisch und eindringlich erzählt, dass man bei der Lektüre erschüttert ist, wenn der schöne Plan sich am Ende in etwas ganz anderes verwandelt und alle Hoffnungen jäh zusammenstürzen.

In einer weiteren, zuvor noch nicht publizierten Erzählung geht es dann um die eigene schwere Angst-Erkrankung der Autorin, der sie mit einer jahrelangen Psychotherapie beizukommen suchte; ebenfalls mit fatalem Ausgang. Rettende Wirkung hatte dagegen das Schreiben, der literarische Exorzismus der Gespenster der Zwangsarbeiterkindheit:

„Die deutsche Umwelt schwieg, die Eltern schwiegen, sie logen, sie schämten sich ihrer Opferschaft, sie fühlten sich schuldig, wie alle Opfer, sie wollten nicht, dass ihre Kinder sie als Gedemütigte, als Menschenabfall sahen, sie hatten keine Worte für das, was ihnen widerfahren war.“

Leid und Elend als menschliche Universalien

Dieses Niegesagte treibt Wodins Schreiben an. Ihre Fixierung auf die eigene Leiderfahrung bricht auf bei einer Reise in die traurigen Tropen, die sie in den siebziger Jahren unternahm

und die in „Das Singen der Fische“ sehr atmosphärisch geschildert wird. Beim Anblick der zahllosen Bettler und der sklavenhaft vegetierenden Teeplückerinnen in Sri Lanka wird der Erzählerin klar, dass Leid und Elend Universalien sind. Die Angst kommt hier mitten aus der Natur, in der das Herz der Finsternis pocht:

„Ich lag da und hörte den Dschungel wachsen, ich hörte, wie er auf uns zukroch in der Dunkelheit mit seinen gierigen, unersättlichen Wucherungen... Ich lag wie vor einem riesigen grünen Maul, das nach mir schnappte und mich im nächsten Augenblick verschlucken würde wie ein Insekt.“

Der äußere und der innere Dschungel mit seiner Undurchdringlichkeit, die schnappende, namenlose Angst – darum geht es in diesem außerordentlichen Prosabuch, mit dem Natascha Wodin ihren Rang als autofiktionale Erzählerin beeindruckend bestätigt.